

Wissenschaft gegen Faschismus: Ökologische Perspektiven auf Homogenität, Biologisierung und naturalistische Fehlschlüsse

1. Ethnokulturelle Homogenität und die Vorstellung vom „Volk als Organismus“

In völkischen und faschistischen Ideologien findet sich häufig die Vorstellung, eine Gesellschaft müsse möglichst homogen sein, um als Einheit funktionieren zu können. Aus ökologischer Perspektive lohnt sich die Frage, ob Homogenität überhaupt ein charakteristisches Merkmal biologischer Gemeinschaften ist. Die moderne Ökologie zeichnet ein anderes Bild. Lebensgemeinschaften sind keine statischen und klar abgegrenzten Einheiten, sondern dynamische Systeme.

Artenzusammensetzungen verändern sich fortlaufend durch Migration, lokale Aussterbeprozesse, Störungen und Sukzessionsprozesse. Die Grenzen von Lebensgemeinschaften sind häufig graduell statt scharf gezogen.

Besonders deutlich wird dies an Übergangszonen zwischen Lebensräumen, den sogenannten Ökotonen. Gerade diese Bereiche weisen oft eine besonders hohe Artenvielfalt auf, weil dort Arten verschiedener Lebensräume zusammentreffen und neue Wechselwirkungen entstehen. Auch Konzepte wie Metapopulationen zeigen, dass Austausch und Vernetzung grundlegende Eigenschaften ökologischer Systeme sind.

Die Ökologie liefert damit kein Modell für gesellschaftliche Organisation. Sie zeigt jedoch, dass selbst biologische Lebensgemeinschaften kaum als homogene, klar abgegrenzte Organismen verstanden werden können. Damit wird die Metapher eines einheitlichen „Volkskörpers“ wissenschaftlich fragwürdig.

2. Biologisierung gesellschaftlicher Kategorien

Ein zweiter problematischer Schritt besteht darin, gesellschaftliche Zugehörigkeit mit biologischen Kategorien zu erklären. In politischen Debatten tauchen immer wieder Vorstellungen auf, Menschen oder Gruppen hätten einen

„natürlichen Platz“, eine „natürliche Rolle“ oder seien aufgrund ihrer Herkunft bestimmten gesellschaftlichen Funktionen zugeordnet.

Hier bietet das Konzept der ökologischen Nische einen besonders aufschlussreichen Vergleich. Die ökologische Nische beschreibt nicht den Platz eines Organismus, sondern die Gesamtheit seiner Beziehungen zu biotischen und abiotischen Umweltfaktoren. Die Nischenökologie zeigt vielmehr, dass Nischen dynamisch und kontextabhängig sind. Der Unterschied zwischen Fundamentalnische und Realnische macht deutlich, dass die tatsächlich genutzten Möglichkeiten eines Organismus von Umweltbedingungen und Wechselwirkungen mit anderen Arten abhängen. Ökologische Plastizität beschreibt die Fähigkeit von Organismen, auf unterschiedliche Bedingungen flexibel zu reagieren. Nischen verändern sich im Laufe der Zeit, und Organismen verändern zugleich ihre Umwelt und damit die Bedingungen ihrer eigenen Existenz. Konkurrenz und Kooperation sind dabei keine festen Zustände, sondern dynamische Prozesse.

Diese Konzepte widersprechen der Vorstellung eines festgelegten „natürlichen Platzes“. Die ökologische Nische beschreibt funktionale Beziehungen in einem Umweltkontext, keine gesellschaftliche Rolle und keine menschliche Identität. Sie ist weder moralisch noch normativ und enthält keine Aussage darüber, wie etwas sein sollte. Die Übertragung biologischer Kategorien auf soziale Zugehörigkeit erzeugt daher einen biologischen Determinismus, der weder der Komplexität menschlicher Gesellschaften noch den Erkenntnissen moderner Ökologie gerecht wird.

3. Naturalisierungsargumente und der naturalistische Fehlschluss

Ein dritter Mechanismus besteht darin, gesellschaftliche Normen aus Naturbeobachtungen abzuleiten. Der sogenannte naturalistische Fehlschluss liegt vor, wenn aus der Feststellung, dass etwas in der Natur vorkommt, geschlossen wird, dass es deshalb gesellschaftlich wünschenswert oder legitim

sei. Typische Beispiele sind Aussagen wie: Konkurrenz sei natürlich, daher sei gesellschaftliche Ungleichheit unvermeidbar; Dominanz sei natürlich, daher seien Hierarchien gerechtfertigt; Ausschluss sei natürlich, daher sei Ausgrenzung legitim.

Die Ökologie zeigt jedoch, wie verkürzt solche Schlussfolgerungen sind. Ökosysteme bestehen nicht nur aus Konkurrenz, sondern ebenso aus Kooperation, Mutualismus, Kommensalismus und zahlreichen Formen positiver Wechselwirkungen. Nahrungsnetze verdeutlichen, dass Organismen in komplexe Netzwerke eingebunden sind, die weit über lineare Vorstellungen von „stärker“ und „schwächer“ hinausgehen. Störungen gehören zur normalen Dynamik von Ökosystemen, während Resilienzmechanismen deren Anpassungsfähigkeit und Stabilität ermöglichen.

Auch die Bedeutung von Schlüsselarten oder die Diskussion um Zusammenhänge zwischen Diversität und Stabilität machen deutlich, dass ökologische Systeme nicht als einfache Kampf- oder Herrschaftsordnungen beschrieben werden können. Vor allem aber bleibt ein grundlegender wissenschaftstheoretischer Unterschied bestehen: Die Ökologie beschreibt Prozesse, sie bewertet sie nicht moralisch. Aus der Tatsache, dass Konkurrenz in der Natur existiert, folgt keine gesellschaftliche Norm. Ebenso wenig folgt aus Kooperation, dass Kooperation moralisch geboten wäre. Wissenschaft kann erklären, wie natürliche Systeme funktionieren. Die Frage, wie Menschen zusammenleben sollen, bleibt eine gesellschaftliche und ethische Frage.

Genau an dieser Grenze zwischen Beschreibung und Bewertung wird sichtbar, wie biologische Argumente ideologisch umgedeutet werden können.

Gemeinsame Leitfrage: Wann verlassen biologische Begriffe ihren wissenschaftlichen Geltungsbereich, und welche Verantwortung trägt Wissenschaft, wenn ihre Konzepte für politische oder ideologische Zwecke vereinfacht und umgedeutet werden?

Zum Abschluss lohnt ein Blick auf eine Bemerkung der Evolutionsbiologin Lynn Margulis. Sie ist eine der bekanntesten Kritikerinnen der Vorstellung, Evolution lasse sich allein als Konkurrenzgeschichte verstehen. Das Zitat „Life did not take over the globe by combat, but by networking“ ist Hinweis auf die Komplexität ökologischer Prozesse. Margulis wollte damit nicht behaupten, Konkurrenz spiele in der Natur keine Rolle. Vielmehr richtete sich ihre Kritik gegen die Vorstellung, biologische Systeme ließen sich ausschließlich als Kampf aller gegen alle verstehen. Die moderne Ökologie beschreibt Lebensgemeinschaften als komplexe Netzwerke aus Konkurrenz, Kooperation, Symbiose, gegenseitiger Beeinflussung und fortwährender Veränderung. Gerade deshalb widersprechen viele ökologische Konzepte vereinfachenden biologischen Deutungen gesellschaftlicher Verhältnisse. Gleichzeitig wäre es jedoch ebenso problematisch, aus ökologischen Beobachtungen unmittelbar politische oder moralische Forderungen abzuleiten. Dass Kooperation in der Natur vorkommt, begründet noch keine gesellschaftliche Norm – ebenso wenig wie Konkurrenz/Dominanz eine gesellschaftliche Ordnung rechtfertigen können. Die Stärke wissenschaftlicher Ökologie liegt daher nicht darin, politische Programme vorzugeben. Ihr Beitrag besteht vielmehr darin, vereinfachende biologische Weltbilder zu hinterfragen und die Komplexität lebender Systeme sichtbar zu machen. Gerade darin liegt auch eine Verantwortung der Wissenschaft: biologische Begriffe dort zu verteidigen, wo sie Erkenntnis ermöglichen, und dort zu widersprechen, wo sie zur Legitimation gesellschaftlicher oder politischer Ideologien missbraucht werden.